



Julia Zieschang

Leon &  
**LESEPROBE**  
Woelle

Ein Leuchten im Nebel

*Roman*

 FOREVER 



### **Die Autorin**

Julia Zieschang fand man schon als kleines Mädchen oft hinter einem Buch versteckt vor. Damals waren es noch Märchenbücher, heute liest sie am liebsten romantische Fantasy. Wenn sie nicht gerade mit dem Lesen oder Schreiben von Geschichten beschäftigt ist, befindet sich eine Spiegelreflexkamera vor ihrem Gesicht, denn das Fotografieren ist ihre andere große Leidenschaft.

### **Das Buch**

Kann eine neue Liebe alte Wunden heilen?

Die 18-jährige Elle verlässt nach ihrem Schulabschluss fluchtartig ihre Heimat, um in der Großstadt ein Studium zu beginnen. Doch die Vergangenheit hinter sich zu lassen, fällt ihr schwer. An ihrem ersten Tag in Berlin wird sie im Park von Leon angesprochen. Er erklärt ihr, dass er sich vorgenommen hat, jeden Tag eine gute Tat zu vollbringen. Und die traurig wirkende Elle aufzuheitern scheint ihm die perfekte Gelegenheit dafür zu sein. Obwohl Elle zunächst abweisend reagiert, kommen die beiden ins Gespräch und treffen sich schließlich erneut. Während Elle versucht, ihrer Vergangenheit zu entfliehen, weckt Leon in ihr Gefühle, von denen sie glaubte, sie niemals wieder empfinden zu können. Doch auch Leon verbirgt etwas vor ihr, das ihre Beziehung zerstören könnte ... Der neue Roman der Bestsellerautorin Julia Zieschang!

Julia Zieschang

# Leon & Noelle – Ein Leuchten im Nebel

Roman



**Forever by Ullstein**  
**[forever.ullstein.de](http://forever.ullstein.de)**

Originalausgabe bei Forever  
Forever ist ein Digitalverlag  
der Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin  
Januar 2018 (1)

© Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2018  
Umschlaggestaltung:  
zero-media.net, München  
Titelabbildung: © FinePic®  
Autorenfoto: © Kristin Vogelsang

ISBN 978-3-95818-242-4

#### Hinweis zu Urheberrechten

Sämtliche Inhalte dieses E-Books sind urheberrechtlich geschützt. Der Käufer erwirbt lediglich eine Lizenz für den persönlichen Gebrauch auf eigenen Endgeräten. Urheberrechtsverstöße schaden den Autoren und ihren Werken, deshalb ist die Weiterverbreitung, Vervielfältigung oder öffentliche Wiedergabe ausdrücklich untersagt und kann zivil- und/oder strafrechtliche Folgen haben.

In diesem E-Book befinden sich Verlinkungen zu Webseiten Dritter. Bitte haben Sie Verständnis dafür, dass sich die Ullstein Buchverlage GmbH die Inhalte Dritter nicht zu eigen macht, für die Inhalte nicht verantwortlich ist und keine Haftung übernimmt.

*Für Kristin, die mich aus meiner Komfortzone in mein eigenes  
Berlin-Abenteuer geholt hat.*

# Kapitel 1



**01. Oktober 2016, 17:32 Uhr**

Raus. Ich muss hier raus, oder es wird mich ersticken, war alles, woran ich denken konnte.

In einem Anflug von Panik verließ ich hektisch meine neue Wohnung, wobei ich die Stufen hinabsprang, um schneller unten anzukommen. Ich hatte es nicht mal geschafft, alle Umzugskartons auszupacken, sondern war bei der Hälfte gescheitert, als das Gefühl zu ersticken übermächtig wurde. Nach Luft schnappend sprang ich die letzten drei Stufen hinunter, sprintete zur Tür und riss sie auf. Die Hände auf die Knie gestützt, blieb ich vor dem Eingang stehen, wo ich keuchend nach Luft schnappte. Kalte, frische Herbstluft durchflutete meine Lungen und dämmte das Gefühl des Erstickens in meiner Brust ein. Mein Herzschlag beruhigte sich, und meine Nerven fühlten sich nicht mehr bis zum Zerreißen gespannt an. Die Panik klang langsam ab. Ich nahm ein paar weitere tiefe Atemzüge, und die Enge in meiner Brust ließ nach, der Knoten löste sich auf, und ich konnte wieder ungehindert atmen.

Zusammen mit der Panik verließ mich auch das letzte bisschen Kraft. Erschöpft glitt ich an der Hausfassade zu Boden und lehnte meinen Kopf an die raue Wand. Es war mir egal, dass mir die vorbeieilenden Fußgänger irritierte Blicke zuwarfen. Ich ärgerte mich viel zu sehr über meine eigene Schwäche.

Verdammt! Das war meine erste Panikattacke in der neuen Stadt gewesen, und dabei hatte ich so sehr gehofft, es würde

durch den Ortswechsel besser werden. Dass ich mit jedem Kilometer, den ich mich von meiner Heimatstadt entfernt hatte, den nötigen Abstand schaffen würde, der es mir ermöglichte, mein inneres Gleichgewicht wiederzufinden. Jetzt war mir klar, wie naiv das gewesen war. Ein Umzug würde rein gar nichts verändern. Keine Entfernung der Welt würde jemals weit genug sein, um das Gewicht der Schuld von mir zu nehmen, die schwer auf mir lastete und mir die Luft zum Atmen abschnürte. Vermutlich würde noch nicht einmal die Schwerelosigkeit des Weltalls etwas daran ändern können, dass die Schuld wie Blei auf meiner Brust lag. Kein Abstand wäre jemals weit genug, um die Gedanken zum Verstummen zu bringen, die ständig in meinem Hinterkopf lauerten, um dann, wenn ich es am wenigsten erwartete, laut zu brüllen: Du bist schuld. Deinetwegen ist sie tot.

Eben noch hatte ich einen Karton mit Geschirr ausgeräumt, und plötzlich war da dieser zermürbende Gedanke gewesen. *Du bist schuld. Deinetwegen ist sie tot.*

Um das nicht länger mit anhören zu müssen, war ich weggegangen oder vielmehr geflohen – von München nach Berlin – und hatte alles hinter mir zurückgelassen. Hatte sie im Stich gelassen. Und wofür? Es war sinnlos gewesen. Die Gedanken waren immer noch da. Die hatte ich nicht zurücklassen können.

Je länger ich über meine Beweggründe nachdachte, desto mehr spürte ich, wie die mir mittlerweile nur allzu vertraute Enge in meiner Brust zunahm. Wie meine Atmung flacher wurde.

Nicht schon wieder! Ich versuchte mich abzulenken, an etwas anderes zu denken. Vielleicht würde es helfen, wenn ich die neue Umgebung ein wenig erkundete, neue Eindrücke sammelte und in mich aufzog, um damit die alten Erinnerungen zu überdecken.

Müde kämpfte ich mich auf die Beine und lief den Bürgersteig entlang, ohne zu wissen, wohin er mich führen würde. Obwohl ich mein Bestes gab, die mit Graffiti vollgeschmierten Hausfassaden zu betrachten, ließen sich die Gedanken auch jetzt nicht abschütteln. Sie waren hartnäckiger als eine Pilzinfektion und schmerzhafter als Nierensteine. Meine treuesten Begleiter und gleichzeitig meine größten Peiniger.

Während ich an der Straße entlang vor mich hin trottete, verschwamm die Umgebung zusehends. Dafür tauchte ein Kindergesicht auf, mit blauen Augen, die mich anflehten, nicht wegzugehen. Sie nicht zurückzulassen.

Aber ich war gegangen. Obwohl es mir das Herz gebrochen hatte, hatte ich mich ins Auto gesetzt und war davongefahren. In Richtung Hauptstadt. Nun war ich hier gelandet, in einer Millionenstadt, und hatte mich doch noch nie zuvor so einsam gefühlt. Ich war mitten in Berlin und völlig allein. Es standen mir weitere sechzehn unendlich lange Tage bevor, bis mein Lehramtsstudium endlich begann und mit ihm vielleicht meine Einsamkeit enden würde. Ich hoffte, dass mich das Studium genug einnehmen würde, um für eine Weile zu vergessen.

Während ich durch die mir unbekanntesten Straßen des Bezirks Friedrichshain lief, stellte ich fest, dass es offenbar keine einzige Hausfassade ohne Graffiti gab. Ein paar davon zeugten tatsächlich von einem gewissen Talent ihrer Erschaffer, und andere waren einfach nur schrecklich. Sie sahen mickrig, flach und schief aus, so wie ich mich fühlte. Was für eine schreckliche Person nur eine angemessene Empfindung war.

Ich versuchte nicht einmal, mir den Weg zu merken, dafür war mein Kopf einfach zu voll. So wie alles in mir zu voll war. Zu voll mit Schuldgefühlen.

Irgendwann stellte ich überrascht fest, dass ich mich am Eingang zu einem Park befand. Da der blaue Himmel weiterhin schönes Wetter versprach und ich keinen gesteigerten



Wert darauf legte, in eine Wohnung zurückzukehren, in der niemand auf mich wartete, dachte ich mir: Wieso nicht?

Ich verließ den Bürgersteig und betrat den Park, dessen zahlreiche Bäume wie bunte Tupfer meinen Weg säumten und etwas Farbe in mein Leben brachten. Rot und gelb leuchteten die Blätter im Sonnenschein, als stünden sie in Flammen. Es wäre der perfekte goldene Herbsttag, wenn ich es zulassen würde.

Das Laub raschelte bei jedem Schritt leise unter den Sohlen meiner cognacfarbenen Ankle Boots. Ich trat in einen Haufen welker Blätter, die in die Luft stoben, wo sie für einen winzigen Moment schwerelos verweilten, bevor sie langsam zu Boden sanken. Wie gerne wäre ich ebenso schwerelos. Von meiner Schuld befreit. Wenn auch nur für einen Augenblick, bevor ich fallen und die Schuld mich unter sich begraben würde. Aber diesen einen Moment von meiner Last befreit zu sein, wäre es mir wert. Denn war es nicht besser zu fallen, als niemals den festen Boden unter den Füßen zu verlieren? Besser einmal die Leichtigkeit und Freiheit spüren und dabei riskieren, verletzt zu werden, als niemals abzuheben. Wer nie gesprungen war, konnte die Dinge auch nie von oben betrachten, und dabei war ein veränderter Blickwinkel vielleicht genau das, was ich brauchte. Von meiner Perspektive aus schienen die Probleme wie unüberwindbare Berge, aber von oben würden sie ihre Größe verlieren. Nur mehr wie kleine Hügel aussehen. Unebenheiten in der Landschaft. Von oben betrachtet würden meine Probleme vielleicht flacher und weniger angsteinflößend wirken, weniger *unüberwindbar*. Vielleicht wäre das meine Rettung. Zumindest hoffte ich das.

Ein Funkeln im Augenwinkel erregte meine Aufmerksamkeit, und als ich genauer hinsah, erkannte ich ein paar Hundert Meter von mir entfernt das Ufer eines Sees. Die Sonnenstrahlen tanzten auf der Oberfläche wie funkelnde Diamanten. Je

mehr ich mich dem See näherte, desto lauter wurde das Rauschen, bis ich schließlich die Wasserfontäne erblickte, die dafür verantwortlich war. Ich schlenderte ein paar Meter am Ufer entlang, bis ich eine Bank entdeckte, die in der Sonne stand und auf die ich mich setzte. Irgendwo hatte ich mal gehört, dass Sonnenschein die Vitamin-D-Produktion im Körper anregte, was wiederum die Stimmung anhob. Da ich einen kleinen Stimmungsaufheller wirklich gut brauchen konnte, schloss ich die Augen und legte den Kopf in den Nacken, um mir das Gesicht von den letzten Sonnenstrahlen des Tages wärmen zu lassen.

# Kapitel 2



**14. April 2016, 14:06 Uhr**

»Schreibst du mir etwas auf den Rücken?«, bat mich Hannah und sah mich dabei so lieb an, dass ich mit einem leisen Seufzen das Staubwischen unterbrach und den Lappen zur Seite legte.

»In Ordnung. Aber nur ganz kurz.« Ich warf ihr einen strengen Blick zu, um ihr zu signalisieren, dass ich keine Zeit hatte, den ganzen Nachmittag mit ihr zu spielen.

»Jaaaa!« Sie nickte heftig.

»Na, dann komm.« Ich dirigierte Hannah in Richtung Sofa, wo sie sich eifrig fallen ließ, den Rücken mir zugewandt. Ein Lächeln stahl sich auf meine Lippen. Rückenschreiben hatten wir beide schon immer gerne getan, nicht zuletzt deshalb, weil es ungemein entspannend war, wenn einem jemand die Umrissse von Buchstaben mit einem Finger auf dem Rücken nachfuhr. Außerdem war es ein wenig wie Rätselraten, wenn man herauszufinden versuchte, was für Botschaften einem aufgemalt wurden.

Mit dem Zeigefinger begann ich die ersten zwei Buchstaben auf ihren Rücken zu schreiben.

H – A –

»Das ist mein Name. Laaangweilig«, beschwerte sie sich prompt. »Mal etwas Schwereres!«

»Aber du weißt doch noch gar nicht, ob ich deinen Namen schreiben wollte«, wandte ich ein. »Vielleicht wollte ich Haus schreiben.«

»Wolltest du nicht.«

Hannah hatte recht. Ich war wirklich einfalllos. Und sie wusste das nur zu gut.

»Los, schreib weiter«, forderte sie mich auf. »Schreiben. Schreiben. Schreiben.«

Da kam mir eine Idee. »Okay, jetzt hab ich einen Satz für dich«, sagte ich verschlagen grinsend.

D – U

»Du.«

»Genau.« Ich malte die nächsten Buchstaben groß auf ihren Rücken.

B – I – S –

»Bist.«

»Stimmt.«

E – I – N – E

»Kannst du den letzten Buchstaben noch mal malen?«

Ich wiederholte das E.

»Eine.«

»M-hm.« Ich presste meine Lippen fest zusammen, um nicht loszuprusten.

N – E – R – V – E –

»Nicht so schnell.«

Etwas langsamer malte ich weiter.

N – S – Ä –

»Ist das ein Ä?«

»Ja.«

Ich malte mit meinem Zeigefinger den nächsten Buchstaben auf ihren Rücken.

G –

»Hey! Ich bin keine Nervensäge«, protestierte Hannah.

»Bist du wohl.« Ich zog neckisch an ihrem Pferdeschwanz.

Hannah drehte sich auf dem Sofa zu mir um und funkelte mich an. »In welchem Universum lebst du denn, in dem das der Fall ist? Und jetzt dreh dich um! Ich bin dran.«

»Keine Zeit. Ich muss weitermachen.« Ich zuckte entschuldigend mit den Schultern.

»Nur ein Satz. Biiiiitttee«, bettelte sie mit vorgeschobener Unterlippe und flehendem Blick, was es mir quasi unmöglich machte, ihr diesen Wunsch zu verwehren.

»Na schön«, gab ich mich mit einem Seufzen geschlagen.

Ich drehte Hannah den Rücken zu und spürte gleich, wie ihr Finger sanft meinen Rücken berührte. Er hinterließ eine kitzelnde Spur auf der Haut unter meinem T-Shirt, und ich fing an, mich zu entspannen.

»Du.«

Sie schrieb weiter. Ich konzentrierte mich, um den verschlungenen Wegen ihres Fingers zu folgen, damit ich die entsprechenden Buchstaben identifizieren konnte. »Bist.«

Hannah ließ ein hochkonzentriertes »M-hm« verlauten, und ich war mir ziemlich sicher, dass sie dabei gerade auf ihrer Unterlippe herumkaute.

»Jetzt bin ich aber gespannt, was ich bin.«

Ich erkannte ein C, dann ein L, gefolgt von einem I und einem N und schließlich einem weiteren I und N, sowie einem G.

»Was soll das denn für ein Wort sein? Clining? Ich glaube, ich hab es falsch verstanden, du musst es noch mal schreiben.«

»Das stimmt schon.«

Ich drehte meinen Kopf zu ihr nach hinten. »Clining? Was soll das denn bedeuten?«

»Na das, was du ständig machst. Putzen.« Sie schüttelte ungläubig ihren Kopf. »Hast du das etwa nicht in der Schule gelernt? Wir haben das letzte Woche im Englischunterricht gehabt«, belehrte sie mich.

Irgendwie fand ich das süß. Am liebsten hätte ich Hannah den Kopf getätschelt, aber ich wusste, wie ungern sie das hatte, deshalb ließ ich es bleiben.

»Doch, du kleine Nervensäge, natürlich hab ich das gelernt, aber Cleaning schreibt man mit einem E und einem A und nicht mit einem I.«

»Bist du sicher?«

»Ganz sicher. Wenn du mir nicht glaubst, können wir gerne wetten.«

»Nein, schon gut.« Sie schob schmollend die Unterlippe vor und bedachte mich mit einem finsternen Blick. Hannah lag nicht gerne falsch. Genau genommen, wollte sie immer recht haben, und wenn ich klüger war als sie, störte sie das gewaltig. »Drehst du dich wieder um? Ich war noch nicht fertig.«

»Nicht? Jetzt bin ich aber gespannt, was da noch kommt.« Schmunzelnd tat ich, was sie von mir verlangte, und ihre zarten Finger berührten wieder meinen Rücken und malten weitere Buchstaben darauf.

»Hungerhaken? Ich bin doch kein Hungerhaken!«, rief ich empört aus, als sie gerade beim K angekommen war.

Sie kicherte. »Nein, bist du nicht. Du bist ein cleaning Ün-ger'aken. Du musst das französisch aussprechen.«

»Ich bin auch kein Ünger'aken. Also wirklich!«, widersprach ich vehement, auch wenn ich genau wusste, wie sie zu dieser Annahme kam.

Bei meinen 1,69 Metern Körpergröße wog ich 54 Kilo, was nicht sehr viel war, dafür waren aber die Blicke der Jungs umso zahlreicher. In meiner Abschlussklasse war ich ziemlich beliebt, und sämtliche männliche Wesen hatten sich darum gerissen, dass ich mit ihnen zum Abschlussball ging. Bei der weiblichen Fraktion gab es ähnlich viele Blicke, in denen allerdings weniger Bewunderung als vielmehr deutliche Spuren von Neid lagen.

»Das nennt man schlank. Da kannst du gerne Mama fragen, sie wird dir das bestätigen. Und was das Putzen angeht«, fuhr ich in strengem Tonfall fort, »du weißt, weshalb ich das mache.«

»Du und Mama habt da diese Vereinbarung.« Sie sah mich zerknirscht an. Offensichtlich hatte sie ein schlechtes Gewissen. Gut so!

»Ganz genau. Mama sorgt dafür, dass wir eine warme Mahlzeit am Tag bekommen, und im Gegenzug achte ich darauf, dass es hier schön ordentlich und sauber ist.«

Hannah senkte beschämt den Blick. »Tut mir leid, Elle. Ich hab das nicht so gemeint.«

Sofort fühlte ich mich schlecht, weil sie so geknickt klang. Ich schlang meine Arme um sie und wiegte sie leicht hin und her, so wie ich es früher oft getan hatte, als Hannah noch kleiner gewesen war. »Weiß ich doch. Und wenn du willst, dass ich weniger cleaning betreibe, wie wäre es dann, wenn du mich dabei ein wenig unterstützen würdest? Du bist doch langsam alt genug, um mal Staubsaugen zu lernen, findest du nicht?«

»Ich muss noch Hausaufgaben machen. Da lern ich schon genug.« Sie versuchte sich aus meiner Umarmung zu winden.

Ich lachte leise und gab sie frei. »Na wenn das so ist, was sitzt du dann noch hier herum? Hausaufgaben gehen natürlich vor.« Ich erhob mich und scheuchte Hannah vom Sofa.

»Husch, husch, ab in dein Zimmer, Hausaufgaben machen.«

»Ich bin doch kein Hund.« Sie schnitt mir eine Grimasse.

»Nein, bist du nicht. Du bist ein Küken, und jetzt Abmarsch.« Ich griff nach dem Putzlappen und machte ein paar wedelnde Bewegungen in Hannahs Richtung, die mit einem Murren das Wohnzimmer verließ.

Leise seufzend fuhr ich fort, die Schränke von Staub zu befreien.

# Kapitel 3



**01. Oktober 2016, 18:05 Uhr**

Ein Schatten schob sich vor mein Gesicht, und ich spürte, wie sich jemand zu mir auf die Bank setzte. Verärgert darüber, dass man mir die Sonne nahm, schlug ich mit einem unwilligen Laut die Augen auf. Umrahmt vom goldenen Glanz der untergehenden Sonne, die seine Haare leuchten ließ, saß neben mir ein Typ, der mich seltsam durchdringend musterte. Wenn ich es nicht besser wüsste, würde ich denken, dass mein Anblick ihn verwirrte. Oder war es eher Erstaunen? Eine kleine Falte hatte sich über seiner Nasenwurzel gebildet, die das Ende einer sehr schönen, geraden Nase bildete. Aus seinem schräg gelegten Kopf blickten mich blaue Augen an. Nein, nicht einfach nur blaue Augen. Sie waren von einem so satten, intensiven Blau, dass sie mich an die Farbe des Enzians erinnerten. In seinem Blick lag aufrichtige Neugier.

Während ich den Typ weiterhin finster musterte, kam ich nicht umhin festzustellen, dass er höchstens ein paar Jahre älter sein konnte als ich.

Seine Mundwinkel verzogen sich zu einem freundlichen Lächeln. »Darf ich mich zu dir setzen?«

Verdammt, ich hätte einfach die Augen geschlossen lassen sollen. Jetzt musste ich auch noch eine Konversation betreiben, zu der ich nicht die geringste Lust hatte.

»Du sitzt ja schon, also ist die Frage wohl hinfällig«, brummte ich mürrisch.



Er schnaubte belustigt, als hätte ich einen Scherz gemacht.  
»Wenn du willst, dass ich mir eine andere Bank suche, musst du mir zumindest einen guten Grund dafür nennen.«

»Ich muss gar nichts.«

»Gut, dann kann ich ja sitzen bleiben.« Der Typ streckte die Beine weit von sich aus und lehnte sich auf der Bank zurück, während er entspannt zum See blickte.

Irgendwie nervte mich das. Ich wollte hier nicht neben jemandem sitzen, der so offensichtlich mit sich selbst und der Welt im Reinen war. Dadurch fühlte ich mich noch erbärmlicher als sonst, und dieses Gefühl ertrug ich im Moment nicht sonderlich gut.

»Weil du mir in der Sonne sitzt«, nannte ich ihm zähneknirschend einen Grund.

Er schüttelte gut gelaunt den Kopf. »Das reicht nicht.«

»Du willst einen besseren Grund?« Ich stöhnte.

»Einen viel besseren.«

Ich starrte finster zum Wasser. Aus den Augenwinkeln bemerkte ich, wie er die Hände hinter dem Kopf verschränkte, was ganz und gar nicht den Anschein erweckte, als wollte er bald wieder gehen.

»Fein! Wie wäre es damit«, knurrte ich, »weil ich ein furchtbarer Mensch bin und du meine Gesellschaft besser meiden solltest.«

Sobald die Worte draußen waren, wollte ich sie am liebsten zurückholen. Ein Kloß bildete sich in meinem Hals und schnürte mir die Kehle zu. Gut so, dann konnte ich wenigstens nicht ungewollt noch mehr von mir preisgeben. Ich wusste nicht einmal, wieso ich das überhaupt gesagt hatte. Aber die Worte waren einfach da gewesen, über meine Zunge gerollt und aus meinem Mund gepurzelt. Verdammte, das ging diesen Störenfried nichts an, und ich sollte ihm gar nicht erst einen Grund nennen müssen, damit er mich in Ruhe ließ. Wenn er

höflich wäre, würde er sich aus reinem Anstand eine andere Bank suchen. War ja nicht so, als stünden hier nicht noch ein paar leere um den See verteilt rum.

»Du siehst überhaupt nicht wie ein furchtbarer Mensch aus«, meinte er und musterte mich erneut mit diesem undurchdringlichen Blick, in dem eine Spur Neugier lag und der mir seltsamerweise eine Gänsehaut bescherte.

Ich lachte laut auf. »Und wie sieht deiner Meinung nach ein furchtbarer Mensch aus?«

Sein Blick hielt meinen gefangen, und wieder staunte ich über die Farbe seiner Iris. Jeder Enzian wäre unter Garantie vor Neid erblasst!

Um nicht rot zu werden, senkte ich den Blick auf seine breiten Schultern, die unter dem eng anliegenden dunkelblauen Shirt ausgezeichnet zur Geltung kamen.

»Jedenfalls nicht so wie du. Du siehst einfach nur furchtbar traurig aus.«

»Siehst du, jetzt hast du es selbst gesagt. Furchtbar.« Ich blickte ihn herausfordernd an.

Ein Muskel in seiner Wange zuckte leicht. Ob ich ihn nervös machte?

Seine Augen blickten mich ernst an, als könnte er sich nicht entscheiden, ob er betroffen sein oder doch lieber einen Witz machen sollte. Er entschied sich für Letzteres. »Und was musstest du dafür tun, um den Titel ›Furchtbarer Mensch‹ zu erhalten? Ich kann mir vorstellen, dass der ganz schön hart umkämpft ist.« Er schmunzelte. »Da gibt es diese Typen mit den Bomben und Serienmörder und –«

»Wieso setzt du dich nicht einfach auf eine andere Bank?«, unterbrach ich ihn grob. »Dort drüben« – ich machte eine ausschweifende Armbewegung zum anderen Ufer – »ist noch jede Menge frei.«

»Dort drüben ist das Licht nicht so gut wie hier«, erklärte er schlicht.

Als er meinen verständnislosen Blick auffing, deutete er auf die Spiegelreflexkamera, die er an einem braunen Lederband lässig über eine Schulter gehangen trug. Das Objektiv darauf war riesig und sah so teuer aus, dass ich Angst hätte, irgendwas kaputt zu machen, wenn ich es nur anfasste. Ich war so mit mir selbst beschäftigt, dass ich nicht einmal seine große Kamera bemerkt hatte.

»Wäre es nicht besser, wenn du die Sonne im Rücken hättest?«, wandte ich ein. Mittlerweile stand die Sonne so tief, dass ich die Augen zusammenkneifen musste und alles in ein orange-rotes Licht getaucht wurde.

Er schüttelte den Kopf und strich sich eine dunkelblonde Strähne aus der Stirn, die ihm durch die Bewegung ins Gesicht gefallen war. »Nicht, wenn man vorhat, Gegenlichtfotos zu machen.«

»Und das hast du vor«, stellte ich fest, ohne mir wirklich etwas darunter vorstellen zu können.

»Genau.« Er betrachtete nachdenklich den See, und ich folgte seinem Blick, versuchte zu erahnen, was er darin als Fotomotiv sah.

Mit den Enten, die friedlich darauf schwammen, umrahmt von den roten und gelben Blättern der angrenzenden Büsche und Sträucher und der Wasserfontäne, gab das ein schönes Bild ab.

Die Minuten verstrichen, aber er machte keinerlei Anstalten, ein Foto zu schießen. Die Sonne würde bald untergegangen sein und mit ihr meine Chance auf den natürlichen Stimmungsaufschwung aka Vitamin D.

»Wolltest du nicht Fotos machen?«, brach ich das Schweigen.

»Schon. Aber ich befürchte, dass du, sobald ich mich dem See zuwende, einfach verschwindest.« Er zuckte lässig die Achseln.

Verblüfft starrte ich ihn an. Bestimmt guckte ich gerade wie ein Schaf. Das zumindest hatte Hannah mal zu mir gesagt, als ich ähnlich verblüfft über ein Geständnis gewesen war.

»Da kann ich dich beruhigen. Ich besitze nicht die Fähigkeit, mich in Luft aufzulösen. Aber davon mal abgesehen, was kümmert es dich, ob ich bleibe oder gehe?«

»Vermutlich sollte es mir egal sein«, seufzte er. »Aber du siehst so geknickt aus, und ich habe da diese Sache am Laufen.«

Ich runzelte die Stirn. »Was für eine Sache?«

»Jeden Tag eine gute Tat«, erläuterte er und sah mir dabei tief in die Augen. »Dreihundertfünfundsechzig Tage lang. Und heute habe ich noch keine vollbracht. Dich aufzuheitern, wäre demnach meine gute Tat des Tages.«

»Und wenn ich nicht aufgeheitert werden will?«

»Willst du«, entgegnete er im Brustton der Überzeugung.

Ein Lächeln stahl sich auf mein Gesicht, und ich schüttelte widerwillig den Kopf. Was für ein verrückter Typ! Ein verrückter, gut aussehender Typ mit einem merkwürdigen Sinn für Humor. Das hier war das sonderbarste Gespräch, was ich jemals geführt hatte, aber das Seltsamste daran war, dass ich mich nicht einmal unwohl fühlte.

»Geh die Enten füttern!« Ich deutete mit dem Kinn in Richtung des Sees. »Ich bin mir sicher, sie werden dir dafür auf ewig dankbar sein.«

»Das wäre zu einfach. Dann könnte ich genauso gut jeden Tag einem Obdachlosen einen Euro in den Kaffeebecher werfen. Wo bleibt da die Herausforderung?«

»Kommt es bei einer guten Tat wirklich darauf an, ob sie herausfordernd ist?« Meine Lippen kräuselten sich.

Er sog scharf die Luft ein. »Ich will es mir selbst nicht so einfach machen. Ich möchte wirklich darüber nachdenken, wie ich etwas Gutes bewirken kann. Verstehst du?«

»Ich denke schon«, entgegnete ich langsam. »Und was tust du sonst so, wenn du keine Enten fütterst und keinem Obdachlosen seinen täglichen Euro für einen Cheeseburger schenkst?«, fragte ich betont spöttisch, obwohl mich die Antwort ernsthaft interessierte. Es war bestimmt nicht leicht, jeden Tag eine andere gute Tat zu vollbringen.

Er lehnte sich auf der Bank zurück und blickte mit schmalen Augen an der tief stehenden Sonne vorbei auf den See. »Einmal habe ich einer alten Dame die Einkaufstüten nach Hause getragen, manchmal kaufe ich beim Bäcker ein paar Brötchen, die ich dann an Bedürftige auf der Straße verteile, letzte Woche habe ich eine ganze Kiste alter Bücher aussortiert und der städtischen Bibliothek überlassen. Morgen wollte ich Altkleider spenden, und um die restlichen Tage vollzukriegen, gehe ich zweimal in der Woche mit Hunden aus einem Tierheim spazieren.«

»Dann machst du nicht jeden Tag etwas komplett anderes, sondern deine guten Taten wiederholen sich?«

»Das lässt sich leider nicht vermeiden.«

»Klingt trotzdem nach ziemlich viel Arbeit. Wieso sollte das jemand tun wollen? Wie bist du dazu gekommen? Ich meine, man steht doch nicht einfach morgens auf und beschließt, ach jetzt vollbringe ich mal ein Jahr lang jeden Tag eine gute Tat. Hast du eine Wette verloren, oder etwas in der Art?«

Seine Reaktion auf meine Frage verwirrte mich. Sein Blick verdüsterte sich, seine Kiefern Muskeln traten deutlich hervor, und seine hochgezogenen Schultern verrieten seine Anspannung.

»Ich wünschte, es wäre so«, presste er hervor. Noch ehe ich richtig wusste, was ich darauf erwidern sollte, drehte er seinen

Kopf zu mir und sah wieder völlig entspannt aus. »Erlaubst du mir nun, dich aufzuheitern? Nach nicht mal drei Wochen zu scheitern, wäre mehr als erbärmlich. Bitte, sei meine gute Tat des Tages!«, bettelte er, und sein Blick, der erstaunlich viel Ähnlichkeit mit dem von Hannah aufwies, wenn sie etwas von mir wollte, machte es mir unmöglich, einfach Nein zu sagen und davonzugehen.

»Komm schon, sei meine gute Tat des Tages!«

Ich konnte nicht glauben, dass ich tatsächlich gerade von einem Mann mit enzianblauen Augen angefleht wurde, seine gute Tat des Tages sein zu dürfen. Ausgerechnet ich, wo an mir nichts Gutes war. Eigentlich sollte vielmehr ich gute Taten vollbringen müssen, um wenigstens einen kleinen Teil der Schuld zu begleichen, die ich tagtäglich mit mir herum-schleppte. Ich schüttelte entsetzt den Kopf.

»Das kannst du nicht tun.«

Er fuhr sich mit einer Hand durch die Haare, und diese Geste hatte etwas Verzweifeltes.

»Füttere die Enten«, schlug ich erneut vor, klang dabei aber schon etwas nachgiebiger.

»Bitte –« Er stockte. »Ich weiß nicht mal deinen Namen.«

Ich grinste spöttisch. »Ganz genau. Und ich darf mich nicht von fremden Männern aufheitern lassen, hat meine Mama gesagt.« Bei dem Wort Mama brach meine Stimme ganz leicht, aber er schien es nicht bemerkt zu haben.

»Das lässt sich ändern. Ich bin Leon.« Er lächelte mich an und streckte mir seine Hand entgegen. »Und du bist?«

»Nicht in der Stimmung, um aufgeheitert zu werden«, entgegnete ich trocken.

»Und ziemlich schlagfertig.« Sein Lächeln verrutschte ein wenig.

»Ich werde dir meinen Namen nicht verraten«, sagte ich entschieden.

Mit einem frustrierten Seufzen senkte er seine Hand. »Ist dein Name so furchtbar und selten, dass du befürchtest, ich könnte dich anhand dessen auf Facebook finden?«

Nun war ich es, die lächelte. »Das wird für dich wohl ein ungelöstes Rätsel bleiben.«

Verärgerung blitzte in seinen Augen auf. »Ich nehme an, dann wirst du dem bösen, fremden Mann auch nicht erzählen, weshalb du so traurig bist.«

»Exakt. Denn mir fällt kein guter Grund ein, weshalb ich das tun sollte.«

Frustriert blickte er an mir vorbei. Die Spitzen seiner dunkelblonden Haare kräuselten sich an den Enden und schimmerten rötlich im Licht der untergehenden Sonne. Ich spürte ein Ziehen in meiner Brust, ohne recht zu wissen, weshalb.

»Vielleicht, weil es manchmal hilft, darüber zu reden«, meinte Leon schließlich, ohne den Blick vom See abzuwenden, obwohl er meinen Blick auf sich spüren musste. »Außerdem, wie groß ist schon die Wahrscheinlichkeit, dass wir uns ein zweites Mal über den Weg laufen? Ich meine, Berlin ist riesig.«

Da hatte er natürlich recht, auch wenn er selbst nicht ganz überzeugt davon klang. Berlin *war* riesig. Und ein kleiner Teil von mir hoffte, ich würde in einem Geständnis tatsächlich die ersehnte Erlösung finden. Aber der viel größere Teil von mir hatte bereits einen undurchdringlichen Schutzwall gebaut, der mein Geständnis und meine Schuld tief in mir vergrub, wo sie niemals an die Oberfläche gelangen konnten, was Fluch und Segen zugleich war. Niemand würde jemals erfahren, dass alles, was geschehen war, meine Schuld war, und gleichzeitig würde ich niemals mehr einen Tag verbringen können ohne das Gefühl, an meinen eigenen Taten zu ersticken.

»Lass mich dich aufheitern«, murmelte er, und endlich drehte er seinen Kopf zu mir.

In seinem Blick lag etwas, das es mir unmöglich machte, dieses Gespräch zu beenden und nach Hause zu gehen. Vielleicht war es die Traurigkeit zusammen mit einem Funken Schuldbewusstsein, die ich für einen kurzen Moment wahrgenommen hatte und die uns beide verband, oder sein Blick, der mir unter die Haut ging und meine Wangen erröten ließ. Vielleicht wollte ich auch nur nicht in eine Wohnung zurückkehren, in der niemand auf mich wartete. Außerdem konnte ich unmöglich noch mehr Schuld auf mich laden, indem ich Leon seine gute Tat des Tages verwehrte. Letzteres zumindest redete ich mir ein.

»Ich heiße Elle.«

Für einen Moment wirkte er verwirrt, ehe sich seine Lippen zu einem schmalen Lächeln verzogen, das beinahe schüchtern wirkte. »Freut mich, dich kennenzulernen, Elle.«

»Und mach dir gar nicht erst die Mühe, mich auf Facebook zu suchen. Das wird dir nämlich nicht gelingen, weil Elle nur eine Abkürzung ist.«

»Du bist ganz schön von dir überzeugt, wenn du glaubst, ich würde, sobald ich zu Hause bin, Facebook nach dir durchforsten.« Sein Grinsen wurde breiter.

»Würdest du nicht?«, fragte ich mit unverhohlener Skepsis in der Stimme und hob eine Augenbraue. Ich war mir durchaus meiner Wirkung auf Jungs bewusst. War es immer gewesen. Und ich wusste, auch wenn ich nicht in meiner besten Verfassung war, sah ich noch gut aus.

Leons Lachen war das schönste Geräusch, das ich seit Wochen gehört hatte. Es löste etwas in mir aus, von dem ich geglaubt hatte, es verloren zu haben. Freude.

»Tut mir leid, aber darauf kann ich unmöglich ehrlich antworten, wenn ich nicht will, dass dein Ego noch größer wird. Also nein, ich würde niemals nach dir suchen. Und überhaupt,



was ist Elle denn für ein Name? Wie dieses aufgeblasene Hochglanzmagazin, das immer beim Friseur herumliegt.«

»Also wirklich!« Ich versuchte mich an einem aufgetragenen Schnauben, und doch klang es vielmehr amüsiert. »Und das bekomme ich ausgerechnet von jemandem zu hören, dessen Eltern offenbar eine große Vorliebe für ein gewisses Seat-Modell haben.«

»Touché.« Leon hob entwaffnend die Hände. »Ich würde mal sagen, deinem Grinsen nach zu urteilen, Mission ›Elle aufheitern‹ läuft.«

Sofort erschlafften meine Gesichtsmuskeln. »Ich grinse überhaupt nicht.«

»Dann hattest du wohl nur einen Muskelkrampf in der Wange, der deine Mundwinkel in die Höhe gezogen hat. Entschuldige, mein Fehler.«

Waren alle Berliner ähnlich direkt, an der Grenze zur Unverschämtheit, oder war das eine Eigenheit von Leon?

»Ich schätze, da musst du dich ein bisschen mehr anstrengen. Also, wie lautet der nächste Schritt deiner Mission ›Elle aufheitern‹?«, fragte ich mit gleichzeitigem Augenverdrehen.

Leon brummte etwas Unverständliches. Vermutlich wusste er selbst nicht, wie der nächste Schritt aussah.

Allmählich begann ich zu frösteln und verschränkte die Arme unter der Brust. Jetzt, wo die Sonne fast verschwunden war, wurde es sekundlich kälter. »Warten, bis meine Gesichtszüge vor Kälte erstarrt sind, und dann diese zu einem Lächeln verziehen gilt nicht«, warnte ich ihn.

»Weshalb sagst du denn nicht, dass dir kalt ist?« Leon sprang von der Bank auf und sah mich auffordernd an. »Na los, worauf wartest du noch?«

»Vielleicht darauf, dass du mir verrätst, wohin wir gehen?«, entgegnete ich argwöhnisch.

»Wir gehen etwas essen. Du siehst aus, als könntest du eine ordentliche Portion Belgischer Pommes vertragen, und zufällig weiß ich, wo es die besten der Stadt gibt.«

Ich zögerte. Leider wusste ich nur zu gut, weshalb Leon dachte, ich könnte eine ordentliche Portion fettiger Pommes gut vertragen. Ich fand ja selbst, dass ich mittlerweile tatsächlich aussah wie ein Ünger'aken. Wahrscheinlich sollte ich wirklich etwas essen gehen, aber andererseits kannte ich ihn ja gerade mal seit einer halben Stunde oder so. Ich hatte keine Ahnung, wie viel Zeit vergangen war, seit er sich zu mir gesetzt hatte, aber es war auf jeden Fall nicht genug gewesen, um mit ihm mitzugehen.

»Ich weiß nicht recht«, meinte ich nicht sehr überzeugt.  
»Und du bist dir sicher, dass es die besten Pommes sind?«

Seine Mundwinkel zuckten. »Die besten deines Lebens.«

»Hm.«

Leon stöhnte. »Elle, kann es sein, dass du es liebst, angefleht zu werden? Gibt dir das irgendeine gewisse Befriedigung?«

»Darum geht es gar nicht«, verteidigte ich mich. »Sondern darum, dass ich dich überhaupt nicht kenne.«

»Darf ich dich daran erinnern, dass du, im Gegensatz zu mir, sehr wohl meinen ganzen Vornamen kennst? Du weißt also wesentlich mehr von mir als ich von dir.«

Ich legte den Kopf schief und presste die Lippen fest aufeinander, um ihn mein Grinsen nicht sehen zu lassen. Doch, es hatte durchaus etwas Befriedigendes, angebettelt zu werden. Und was war schon dabei? Es war nur ein kleines Abendessen, und danach würde ich ihn nie wiedersehen.

»Na schön. Ich komme mit, unter einer Bedingung.«

»Und welche wäre das?« Nun war er es, der skeptisch war.

»Ich möchte deinen Nachnamen wissen, damit ich meiner Freundin schreiben kann, mit wem ich den Abend verbringe«, log ich.

Ich hatte keine Freundin, der ich derartige Dinge schreiben könnte, aber wenn Leon glaubte, ich hätte jemandem eine SMS geschrieben, dann würde er hoffentlich auf keine dummen Gedanken kommen.

»Leon Becker.«

Ich zog mein Handy aus der hinteren Hosentasche und tippte eine Nachricht, die ich niemals absenden würde. Als ich wieder aufsaß, streckte er mir auffordernd eine Hand entgegen. »Können wir jetzt etwas essen gehen?«

»Klar«, meinte ich lässig, ergriff seine Hand und ließ mich von ihm auf die Beine ziehen.

Bestimmt war es das schnelle Aufstehen, weshalb mir schwindelig wurde, und nicht die Berührung seiner warmen Hand, die auf meiner kalten Haut ein heißes Stechen hinterließ.

Ich schob das Handy zurück in meine Hosentasche, während ich einen Schritt auf ihn zu machte. »Und wehe, es sind nicht die besten Belgischen Pommes meines Lebens.«

Mehr unter [forever.ullstein.de](http://forever.ullstein.de)